

**Vortrag beim Evangelischen Bildungswerk (EBW)
Dienstag, 17.09.2019, 19:30 Uhr
Paulaner-Gemeindehaus Amberg**

**Thema:
Mein Zugang zum Johannesevangelium**

Warum dieses Thema?

Zunächst bin ich eine kleine Rechenschaft schuldig, warum ich gerade auf dieses Thema gekommen bin. Vor zwei Jahren habe ich in der Themenreihe „Was ich denke, was ich glaube“ allgemein über meine Situation referiert, nun besteht die Möglichkeit, einzelne Gesichtspunkte dieses Denkens und Glaubens aufzugreifen. Dazu gehören natürlich auch biblische Texte, die mich Sonntag für Sonntag in der Predigt und unter der Woche in der Schule herausgefordert haben. Dabei wollte ich nie nur referieren, was in den zahlreichen bibelwissenschaftlichen Kommentaren zu lesen war, sondern auch Ergebnisse eigener Reflexion aus meiner Lebens- und Erfahrungswelt einbringen.

Selbstverständlich gehörte zu Predigt und Schule auch das Johannesevangelium. Ich muss gestehen, dass ich mit diesem vierten Evangelium im Gegensatz zu den sog. synoptischen Evangelien früher wenig anfangen konnte. Der sperrige, philosophische Prolog gegen die anschaulichen Kindheitsgeschichten aus Matthäus und Lukas, die in unzähligen Krippenspielen dargestellt wurden oder die kurzen Gleichnisse gegen die langen Bildreden (z.B. die „Brotrede“ oder die Rede vom „Licht der Welt“). Da war eben vieles viel zugänglicher.

Erst im Lauf der Zeit haben sich mir mehr und mehr Texte dieses Evangeliums erschlossen, das so anders wirkt als die drei anderen kanonischen Evangelien, die aufgrund ihrer Entstehungsgeschichte eng verwandt sind. Das hing mit einem persönlichen Erlebnis Ende 2012 zusammen, bei dem sich meine Gottes- und Weltsicht neu sortierte. Mir wurde plötzlich klar, dass Gott nicht ein außerhalb mir existierendes Wesen ist, zu dem ich mich irgendwie verhalten muss, sondern dass Gott selbst der Urgrund des Kosmos und allen Lebens ist, der damit auch in mir wirkt und dessen Ebenbild ich bin. Ob Gott in der Welt wirkt oder nicht, hängt also von mir ab, es ist sozusagen „mein Werk“. Ich erinnerte mich an viele Mystiker der Religionsgeschichte und mir leuchteten schlagartig Lösungen für Probleme ein, mit denen ich bis dahin nicht zurechtkam. Gleichsam eine Begleiterscheinung all dieser Vorgänge und Erkenntnisse war auch ein neuer Blick auf das Johannesevangelium.

Aufgrund dieser (neuen) Erkenntnis wunderte mich z.B., dass das Johannes-evangelium im Gegensatz zu Matthäus, Markus und Lukas in der Leseordnung des katholischen Kirchenjahres kein eigenes Lesejahr besitzt. Sicher, einzelne Stellen und Passagen werden an hervorragender Stelle im Kirchenjahr gelesen, denken Sie an die Hochfeste Weihnachten (Prolog) und Ostern (Auferstehungs-berichte), aber es gibt kein Kontinuum, keine fortlaufende Lesung und damit Predigt über das Kirchenjahr hinweg. Die Beweggründe sind mir bis heute nicht bekannt.

Die Frage mag erlaubt sein: Hatte dieses Evangelium eine ganz eigene Sprengkraft im Hinblick auf das gewachsene dogmatische Gerüst und den tradierten Glauben der Kirche? Hält dieser Text womöglich Lösungsansätze für die Krise der Kirche heute bereit, die man von Seiten der Amtskirche(n) lieber nicht aufgreift? Oder anders gefragt: Passen heutige Kirchenstruktur und Johannes-evangelium nicht zusammen? Bevor ich diesen Fragen nachgehe, einige Infos in Kürze:

Einige kleine Infos zum Johannesevangelium

Eigentlich genügt hier der Hinweis auf einschlägigen Johanneskommentare. Herausheben darf ich nach wie vor – weil es uns auch schon im Studium begleitete – das große exegetische Standardwerk von Rudolf Schnackenburg (1965 - 1975), in mehrfacher Auflage erschienen und 1983 um einen Ergänzungsband erweitert.

Wir dürfen davon ausgehen, dass das Evangelium nicht in einem Guss geschrieben wurde, sondern sich - wie andere biblische Bücher auch - einem mehr oder weniger komplizierten Entstehungsprozess verdankt. Deshalb erübrigt sich für mich auch die Frage nach einem Autor. Das unterstellt, dass das Evangelium von einer Person geschrieben wurde. Bereits in der frühen Kirche gab es dazu entsprechende Hinweise, z. B. bei Irenäus vom Lyon. Man wollte zumindest den Ursprung in die apostolische Zeit der Augenzeugen zurückdatieren. Was ist in diesem Zusammenhang eigentlich mit „dem Jünger, den Jesus liebte“ (Joh 21,24)? Er taucht im 2. Teil des Evangeliums auf, so beim Abendmahl (13,23), unter dem Kreuz (19,26) und am Ostermorgen (20,2), ev. schon früher bei der Jüngerberufung mit Andreas (1,40), v.a. aber beim abschließenden Kommentar Joh 21, 24 – 25: „Dieser Jünger ist es, der all das bezeugt und der es aufgeschrieben hat...“ Handelt es sich bei dem anonymen Jünger gar um eine Jüngerin, die sich hier geschickt mit ihrem Zeugnis einbrachte? Zu denken wäre in erster Linie an Maria aus Magdala?

Wir dürfen davon ausgehen, dass Frauen in der ersten Christengeneration eine herausragende Rolle spielten. Paulus erwähnt in seinen Briefen viele Frauen, auch in leitender Verantwortung. Hat sich hier „die Lieblingsjüngerin“ anonym

einen Platz für alle Zeiten verschafft und so die gesellschaftliche Rolle der Frau geschickt ausgehebelt? Denkbar ist es jedenfalls und es würde auch einige Probleme lösen: Wer ruht an der Brust Jesu? Natürlich seine Vertraute! Wer steht unter dem Kreuz und versöhnt sich dort spät mit der Mutter Jesu? Die leibliche Mutter und die Vertraute des Sohnes! Wer sucht als erste das Grab auf, sieht und glaubt? Nicht Petrus, sondern der „andere Jünger“!

So könnte ein erster Grundbestand tatsächlich auf eine Augenzeugin zurückgehen. Sicher ist, dass das Evangelium später noch erweitert und umgestaltet wurde. Auch die Rolle des Petrus wird erst aus dieser (späteren) Zeit stammen. Irgendwie bleibt eine eigenartige Spannung zwischen Petrus und dem „Lieblingsjünger“. Petrus erlangte erst durch sein Martyrium jene zentrale Stellung, die z.B. Markus bereits in die Zeit mit Jesus rückprojizierte.

Nun möchte ich zu einigen inhaltlichen Schwerpunkten kommen, zunächst zum Prolog.

Der Prolog:

Im Gegensatz zu den anschaulichen Kindheitsgeschichten bei Matthäus und Lukas, die eine ungeheure Wirkungsgeschichte bis hinein ins Brauchtum entfalten haben, kommt der Prolog ganz anders daher. Ein Hymnus auf den „Logos“, der Fleisch wurde. Auch bei griechischen Begriffen gilt es, jüdisch zu denken, wobei eine Trennung schwierig ist. Verbindungen bestehen zur schöpferischen Weisheit“ im AT, die an der Seite Jahwes die Schöpfung gestaltet, aber auch zu philosophischen Strömungen, die ebenfalls vom „Logos“ sprechen, z.B. die Stoa. Der Prolog verbindet Gegensätze, die unüberwindbar sind: Logos – Fleisch, Licht – Finsternis, Gesetz(Mose) – Gnade (Jesus). Der Gedanke, dass Johannes der Täufer Zeuge des Wortes war, kommt auch in den anderen Evangelien zum Tragen. Es ist klar, dass für die Jesusanhänger Johannes der Täufer, der wohl eine ganz eigene charismatische Gestalt mit Anhängern gewesen war und in Konkurrenz zur Jesusbewegung stand, in jedem Fall „nur Vorläufer oder Zeuge“ sein konnte.

Der Logos, der Unmögliches überbrückt, wäre auch heute hilfreich. In den vielen unüberwindbaren Gräben ist das Wort, der Geist entscheidend, nicht Machogehabe und auch nicht Waffen. Wer weiß, dass der andere geist- und wortbegabt als Mensch ihm gegenübersteht, kann fernab jeglicher Feindbilder und Ideologien mit dem schöpferischen Wort unüberwindbar scheinende Gegensätze auflösen. Denn vor allen Unterschieden sind wir zu allererst Mensch und hoffentlich dialogfähig.

Zeichen: Die Hochzeit zu Kana

Im Johannesevangelium gibt es keine „Wunder“, sondern sog. „semeia“, Zeichen, was zur Vermutung führte, der Evangelist schöpfe aus einer eigenen „Zeichenquelle“. Als erstes Zeichen wird die Hochzeit zu Kana, einem galiläischen Ort, erwähnt, bei dem die Familie Jesu eingeladen war. Wie viel wurde schon über diese Textstelle gepredigt? Seit langem begleitet mich der Gedanke des Bibelgelehrten Hieronymus, der sagte: Von diesem Wein trinken wir heute noch. Gemeint ist der Wein der Eucharistie. Bezüge zu diesem Thema sind erkennbar: Hochzeit, Wein, Feier. Die Textstelle kann man auf verschiedenen Ebenen auslegen. Da der Evangelist bereits im Prolog heilgeschichtlich argumentiert (Mose, Johannes der Täufer, Jesus), könnte auch hier eine heilsgeschichtliche Deutung naheliegen. Man muss immer mitbedenken: Die Texte wurden von Jüngerinnen und Jüngern Jesu verfasst (ev. von „der“ Jüngerin!), also von begeisterten Anhängern. Vielleicht sollte mit dieser Hochzeitsszene gesagt werden, dass nun die „hohe Zeit“, sprich der gute Wein da ist, der lange zurückgehalten wurde, auf den die Menschen lange warten mussten. Bisher gab es Wasser oder allenfalls den weniger guten Wein. Bis hin zu Johannes dem Täufer war alles vorläufig, jetzt bricht die wahre Festzeit aus.

Was lässt sich dazu nach 2000 Jahren sagen? Wie steht es um die „hohe Zeit“ des Festes? Der eucharistische Wein wird täglich getrunken (nur vom Priester bezeichnenderweise!), aber es entstehen kaum praktischen Konsequenzen! Um den eucharistischen Bezug nochmals aufzugreifen: Eine Frage, die mich immer bewegte: Die vielen täglichen Eucharistiefiern um den Erdball und die Konsequenzen? Wo bleibt angesichts von Rubrizismus und Ritualismus das Wunder der Wandlung, nicht nur auf dem Altar, sondern in den Herzen der Menschen? Die Feier des Lebens ist zum erstarrten Ritus verkommen, Ritus und Leben besitzen keine Verbindung mehr. Das Anliegen Jesu wurde in den Ritus ausgelagert, das Leben geht ohne ihn weiter. Somit werden auch aktuelle Bezüge zur Krise der Kirche heute sichtbar.

Die drei wesentlichen Frauenkreise

Oben habe ich darüber spekuliert, ob nicht eine Frau, Maria aus Magdala, als Autorin wenigstens des Grundbestands des Evangeliums in Frage kommt. Meine These möchte ich auch dadurch stützen, dass im Evangelium an drei markanten Stellen Frauen im Zentrum stehen: In Kapitel 4 die Frau am Jakobsbrunnen (Samaria), in Kapitel 6 Martha und Maria mit Lazarus in Bethanien (Judäa)

und in Kapitel 19 und 20 Maria aus Magdala (Galiläa), womit auch alle drei geographischen Kreise abgedeckt wären.

Zunächst zur Samariterin am Jakobsbrunnen:

Der Begriff „Samariter“ führt uns zu den religiösen Streitigkeiten in Palästina im 1. Jahrtausend vor Christus. Als nach der Eroberung Samarias durch die Assyrer Ende des 8. Jahrhunderts das südliche Reich um Jerusalem weiter existierte, betrachtete man den Untergang des nördlichen Nachbarn als Strafgericht Gottes für den falschen, häretischen (Fruchtbarkeits-) Kult, wie er im Nordreich v.a. im Wallfahrtsort Bet-El praktiziert wurde. Das hieß: Der wahre Gottesdienst wird nur in Jerusalem praktiziert. Als sich nach dem sog. Babylonischen Exil in und um Jerusalem allmählich das Judentum etablierte, hieß es, der wahre Gottesdienst werde nur am (wiederhergestellten) Tempel in Jerusalem praktiziert. Dies kurz zum Hintergrund.

Im Gespräch mit der Frau werden verschiedene Themen angesprochen, das (lebendige) Wasser, was sofort an die Taufe erinnert. Die persönliche Situation der Frau mit ihren Ehegeschichten, die aber nicht moralisch bewertet werden und v.a. die Frage, wo denn der wahre Gottesdienst gefeiert wird: „Unsere Väter haben auf diesem Berg Gott angebetet, ihr aber sagt, in Jerusalem sei die Stätte, wo man anbeten muss. Jesus sprach zu ihr: Glaube mir, Frau, die Stunde kommt, in der ihr weder auf diesem Berg noch in Jerusalem den Vater anbeten werdet (...) Aber die Stunde kommt und sie ist schon da, zu der die wahren Beten den Vater anbeten werden im Geist und in der Wahrheit.“ (4,20-21.23) Es handelt sich um fundamentale Kult- und Tempelkritik. Der Tempel ist kein steinernes Gebäude, sondern der Mensch selbst, der mit Gott, dem Vater, in tiefer Verbindung steht. Diese tiefe, mystische Einheit (wie sie Jesus verkörpert) sprengt die Grenzen des Religiösen. Es braucht keinen Tempel, keine Priesterschaft und keinen Opferkult. Gott kommt nicht in die Welt durch Formeln und Opfer von Priestern, sondern durch jeden Menschen. „Im Geist und in der Wahrheit beten“, meint, ganz authentisch sein Leben zu leben, sich als Persönlichkeit zu entfalten und sich eben nicht von einem Religionssystem leben zu lassen. Die Frau wird damit zur Botschafterin trotz oder gerade wegen ihrer Lebenssituation. Der Mensch wird nicht durch ein rigides Moralsystem verwandelt, durch Druck von außen, da verkümmert er nur, sondern von innen heraus in einem stetigen Prozess des Wachsens und Reifens.

Von daher ist natürlich kritisch zu fragen, was ein auf Klerikalismus und Priesterschaft gebautes Kirchensystem, das sich dazu noch auf eben diesen Jesus beruft, für einen Sinn machen soll. Gerade in den letzten Jahrzehnten wurde das Amt in der Kirchen noch einmal deutlich vom „Laien“ unterschieden und überhöht, besonders im 19. Jahrhundert (Pius IX) und Ende des 20./Anfang des 21. Jahrhunderts unter Johannes Paul II und Benedikt XVI. Was aber im 19.

Jahrhundert Menschen scheinbar noch als „gottgewollt“ akzeptierten, funktioniert im 21. Jahrhundert nicht mehr. Viele engagierte Laien haben inzwischen resigniert und aufgegeben. Inzwischen ist ja der überhöhte Kleriker durch die Missbrauchsfälle auf dem harten Boden der Tatsachen gelandet.

Der bethanische Kreis: Martha, Maria und Lazarus

Weitere wichtige Frauen begegnen uns im sog. „bethanischen Kreis“, sogenannte wegen Bethanien am Osthang des Ölbergs in der Nähe von Jerusalem. Zentral geht es um die Auferweckung des Lazarus. Über Totenerweckungen kann man natürlich lange und trefflich spekulieren. Was biologisch letztlich unmöglich ist – Lazarus ist ja dann später gestorben – lässt sich tiefenpsychologisch und biographisch verständlich(er) einordnen: Tod und Auferweckung sind z.B. ein Symbol für einen neuen Lebensabschnitt, für ein neues anderes Leben. Dieses Motiv gibt es auch in vielen Mythen und in der Kunst, z.B. in der Oper. In den Augen der damaligen Strukturen („der Welt“) sind sie „tot“, aber nicht in ihrem persönlichen Werdegang! So ist auch Lazarus in ein neues Leben eingetreten.

Darüber hinaus können Totenerweckungen immer auch Taufgeschichten bedeuten. Paulus vergleicht die Taufe bekanntlich mit einem Absterben und Auferstehen mit Christus, symbolisiert durch das Unter- und Auftauchen im achteckigen Taufbecken. Der Täufling lässt sein altes Leben hinter sich, „stirbt“ und steht zu einem neuen Leben mit Christus auf. Im nächtlichen Gespräch mit Nikodemus (Kap. 3) geht es genau um dieses Thema der Wiedergeburt. (s. auch lebendiges Wasser in Kap. 4)

Ein weiteres wichtiges Element der Taufe und damit der Christwerdung ist das Bekenntnis zu Jesus als dem „Christos“. Viele überlesen 11,27. Dort heißt es: „Ja, Herr, ich glaube, dass du der Messias bist, der Sohn Gottes, der in die Welt kommen soll.“ Wer sagt das? Martha, eine Frau! Erinnert dies nicht deutlich an Mt 16,18? Die unterschiedliche Wirkungsgeschichte der beiden Textstellen ist bekannt. Während die „männliche“ das ideologische Fundament des Papsttums geworden ist – alle sprechen vom Petrusamt und der Petrusnachfolge – ist das Bekenntnis der Martha folgenlos geblieben. Martha von Bethanien fällt in ihrer agilen und kräftigen Art auch im Lukasevangelium auf, allerdings hier in eigenartig negativer Bewertung. Ist Jesus, aber wohl doch eher der Generation des Lukas die hörende Maria lieber als die agile Martha, die den „Mund aufmacht“? Soll hier bereits die Frau in die Rolle des Hörens und Schweigens gedrängt werden, die ihr dann in der gesamten Kirchengeschichte geblieben ist? Im Johannesevangelium ist es umgekehrt: Martha tritt Jesus entgegen und bekennt, Maria bleibt im Haus (11,20). Die Frage, die mich bei dieser Bibelstelle besonders umtreibt: Warum reklamieren Frauen diese Stelle in der Ämterdebatte nicht für sich? Über Jahrhunderte baut sich ein ideologisch überhöhtes Amt, das Jesus

sicher nie so wollte, in Bezug auf Petrus auf. Eine Frau legt das gleiche Bekenntnis ab.

Maria aus Magdala: „Der Jünger, den Jesus liebte“?

Über Maria von Magdala habe ich bereits weiter oben einiges gesagt. Diese Frau vom See Genezareth ist für mich die interessanteste Frau des NT überhaupt. Sie kommt in allen vier kanonischen Evangelien im Umfeld der Passion Jesu vor. Das kann kein Zufall sein und muss sich wohl auf historische Beobachtungen beziehen. Maria und Jesus kannten sich sicher seit dem sog. „Galiläischen Frühling“ (oder schon vorher). Wie sie persönlich zu einander standen, ist Inhalt zahlreicher Historienromane und Spekulationen. Leider wissen wir dazu nichts. Aber auch aus den Texten der Evangelien lässt sich zumindest erahnen, dass sie sich sehr nahe standen.

Im Kapitel 20 gibt es zwei Abschnitte, zuerst die Entdeckung des Grabes durch Maria mit dem eigenartigen Wettlauf zwischen Petrus und „dem anderen Jünger“ und dann die Szene vor dem Grab, als Maria zunächst glaubt, den Gärtner zu sehen und dann Jesus als „Rabbuni“ (Meister) „erkennt“. Die Textstellen weisen eigenartige Spannungen auf, Maria geht zum Grab, dann ist sie bei den Aposteln, dann wieder (weinend) vor dem Grab. Vermutlich handelt es sich hier um verschiedene Überlieferungsebenen.

Nach der Festnahme Jesu hat sich der Jüngerkreis wohl aufgelöst. Mit dem traumatischen Erlebnis der Kreuzigung ihres Meisters mussten die Jüngerinnen und Jünger je auf ihre Weise umgehen. Wenn Maria die wichtigste Bezugsperson Jesu war, hatte besonders sie – um es einmal modern zu sagen – wirkliche Trauerarbeit zu leisten. Dies geschieht in der zweiten Szene: Weinen (Trauer), Gespräch (Auseinandersetzung), loslassen können, neues Erkennen, Neuaufbruch. So wird sie zur „Apostolin der Apostel“. Entspringt der Glaube an den Auferstandenen dem Herz dieser Frau? Für sie war Jesus niemals tot, sie wollte ihn hinaustragen und seine Worte und Taten bewahren.

Es ist übrigens gut, dass Papst Franziskus den Gedenktag Marias (22.07.) zu einem Fest aufgewertet hat. Fehlt nur noch die praktische Wertschätzung des Zeugnisses von Frauen und entsprechende Konsequenzen heute.

Nach diesen drei Frauenkreisen noch ein Wort zu einer Stelle, die auch von einer Frau handelt:

Die Steinigung der Ehebrecherin: 7,53 – 8,11

Diese Textstelle wird stets als Einschub in das Evangelium angesehen, passt aber sehr gut in dieses „frauenfreundliche“ Evangelium. Sie alle kennen die Textstelle und ihre Problematik: „Mose hat uns im Gesetz vorgeschrieben, solche Frauen zu steinigen.“ Wir erfahren nichts über die näheren Umstände: Was

hat zum Ehebruch geführt? Welche Rolle spielte der Ehemann? Die Umstehenden konnten es offensichtlich kaum erwarten, die Frau zu steinigen. Im Grunde geht es gar nicht um die Steinigung der Frau. Sie dient als Projektionsfläche für die Umstehenden, deren verinnerlichter moralischer Druck sich in Aggressivität gegen die Frau nach außen kehrt. Die Umstehenden müssten sich mit sich selbst beschäftigen und so trifft das Wort Jesu genau die Situation: „Wer von euch ohne Sünde ist, werfe als erster einen Stein auf sie.“ (8,7) Wer sich selbst erkennt, wer „im eigenen Haus aufräumt“, hat keinen Grund, seinen Müll auf andere zu projizieren. In allen Systemen, in denen der moralische Druck groß ist, wird nach Entlastungen gesucht: Auswege, Ausnahmen, Suche nach Sündenböcken, Aggressivität nach innen (Selbstkasteiung, Selbstverurteilung, Selbstgerechtigkeit) und nach außen (Verfolgung des Bösen im anderen, im Andersgläubigen, in Hexen, im Feind). Jesus führt die Umstehenden zur Selbsterkenntnis und die Frau zu einer neuen Chance: Geh und sündige von jetzt an nicht mehr! Dieser letzte Satz könnte ein Element aus der sich entwickelnden frühchristlichen Buße sein, in der nach der Taufe und einer schweren Sünde (Ehebruch) nur einmal Wiederversöhnung möglich war.

Wir alle, v.a. die Älteren unter uns, sind nach dem Muster der Umstehenden erzogen worden. Gesetz, Moral,...Wohin aber mit unseren Bedürfnissen, Problemen? Nur verdrängen? Das kann nicht gutgehen. Das Christentum ist – wie es Eugen Biser einmal formulierte – eine therapeutische und mystische Religion, keine dogmatische und moralische. Das wird an dieser Textstelle besonders deutlich. Für alle, die nur auf Recht und Gesetz pochen, ein Ärgernis, für alle, die sich ehrlich mit sich selbst auseinandersetzen wollen, ein Ansporn. Ähnlich sagt es Jesus ja auch im Bildwort vom „Splitter im Auge des anderen und vom Balken im eigenen Auge“.

Abschiedsreden und Gebet um die Einheit

Die sog. Abschiedsreden beginnen eigentlich schon, „als Judas hinausgegangen war“ (13,31). Wir stoßen sofort auftaktartig auf das Liebesgebot, das auch in anderen Schriften, die dem Evangelisten zugeschrieben werden (Briefe), eine Rolle spielt. Es ist das Erkennungszeichen der Jünger. In diesem Zusammenhang verweist man berechtigterweise gerne auf die Sozialgeschichte des Christentums. Die Liebe, von der Jesus spricht, erinnert uns daran, dass der Jünger Jesu im Menschen als erstes den Mitmenschen zu sehen hat. Das heißt, erst kommt das Verbindende, dann erst die Unterschiede. Wenn aber das Verbindende vorrangig ist, kann wegen der Unterschiede (Stamm, Clan, Familie, Kultur, Religion, Hautfarbe, usw.) dem anderen das Menschsein nicht abgesprochen werden. Im Matthäusevangelium (Bergpredigt) heißt dies dann „Feindesliebe“. Nur so lässt sich u.a. das „Fruchtbringen“ in der Weinstockrede verstehen (15,16).

In den Abschiedsreden werden zwar verschiedene Themen angesprochen, sie bündeln sich jedoch zu einem Hauptgedanken: das „eins sein“. Im Stil eines antiken Philosophen, der seinen Freundeskreis um sich hat, durchzieht dieses Thema die Kapitel 14 – 17. Insofern könnte man das Thema „Liebe“, das ich angesprochen habe, auch als Überschrift verstehen.

Das „eins sein“ entwickelt sich in verschiedenen (konzentrischen) Kreisen: Die Einheit zwischen dem Vater und Jesus, die Einheit zwischen Jesus und den Jüngern, (und damit auch zum Vater), schön ins Bild gesetzt in der Bildrede in Kapitel 15 und die Bitte um die Einheit der Jünger in Kapitel 17. Eine zentrale Rolle in dieser Einheit spielt der „Paraklet“, der Beistand, der Tröster, der Hl. Geist. Er verbindet. Jesus sendet den Parakleten, damit die Jünger nach seinem Tod nicht als Waisen zurückbleiben, sondern mit ihm und dem Vater verbunden bleiben: „An jenem Tag werdet ihr erkennen: Ich bin in meinem Vater, ihr seid in mir, und ich bin in euch.“ (14,20). Wenn Jesus hier vom Halten der Gebote spricht, meint er wiederum die Liebe, die er aufgetragen hat. So ist es der Geist, der als „Band der Liebe“ alles zusammenhält und verbindet. Folgen dieser Verbindung sind: Frieden (14,27), ein ruhiges, angstfreies Herz (14,27), loslassen können (wie bei Maria, die sicher dabei war!), die Freude über ein neues „sehen“ und „erkennen“. Diese Texte sind von ungeheurer Sprengkraft. Der Mensch darf sich bewusst werden, dass Gott in ihm wohnt und letztlich in allen Geschöpfen. Es ist jene mystische Einheit, die kein externes Gottesbild, keinen Kult und keine Heilsvermittler (Priester) braucht. Dies führt zur Verdunstung aller (trennenden) Gottesbilder. Wir brauchen kein Gottesbild, wir selbst sind Gottes Bild sind. Hier schließt sich der Kreis zur Schöpfungsgeschichte. Wer selbst Bild Gottes ist und im anderen auch Gott erkennt, kann ihm nichts Böses antun. „Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibt, bleibt in Gott und Gott in ihm“ (1 Joh 4,17).

Ich weiß, dass es anders gegangen ist. Was hier Einheit ist, wurde im Lauf der Zeit wieder religionsgeschichtlich auseinandergelagt. So wurde das Auftreten Jesu zur Religion. Wir haben ein Gottesbild (Trinität), das uns von Juden und Muslimen trennt, wir haben Priester, die vermitteln, dies trennt uns konfessionell, wir haben unterschiedliche Kulte. Manche werden sagen: Das hat sich folgerichtig entwickelt. Die Leitlinien des Johannesevangeliums sind heute in den Kirchen, v.a. in der katholischen Kirche kaum mehr zu erkennen. Sie wirken wie zugeschnitten. Dogmatische Spitzfindigkeiten und klerikale Eitelkeiten verhindern einen bewussteren und tieferen Zugang. Ausbaden mussten es die, die nach dem Zeugnis Jesu im Johannesevangelium „im Vater sind“, Träger des Hl. Geistes, aber im Konzert der Mächtigen in der großen und komplizierten Kirchengeschichte nichts zu sagen hatten. Vielleicht ist auch hier ein Grund für den Mitgliederschwund der Kirchen zu sehen: Viele Menschen sind es leid, hier weiter mitzugehen. Wo Kirche nicht zu einem intensiveren Menschsein im Sinne der

Abschiedsreden führt, sondern eher wegführt, dauernd erklärt, warum etwas noch nicht geht, kann man sie bei Seite lassen.

Ostern

Über Ostern habe ich schon bei Maria von Magdala nachgedacht. Nun zum Abschluss noch drei kleine Gedanken zu den Ostergeschichten:

Thomas

Zunächst zum Apostel Thomas. Der Hintergrund dieser Erzählung ist das Problem, wie der Kontakt zu Jesus nach dessen Tod aufrechterhalten werden konnte. Die Jünger hatten ja einen exklusiven Zugang zu Jesus durch den persönlichen Kontakt. Sie hörten ihn, sahen ihn, erlebten ihn. Das war nun nicht mehr möglich. Ein neuer „Zugang“ zu Jesus war notwendig, sollte die „Sache Jesu“ Zukunft haben. An dieser Schnittstelle könnte diese Erzählung stehen. Übrigens hatte auch Paulus das gleiche Problem. Er kannte Jesus nicht persönlich, berief sich aber auf eine Begegnung mit dem Auferstandenen. Ihn zu erkennen und ihn im Herzen zu tragen („glauben“) ist fortan die neue Beziehung zu Jesus.

Binde- und Lösegewalt

Weithin dient das Kapitel, in dem Jesus die Jünger beauftragt, zu binden und zu lösen, der Begründung des Bußsakraments. Wenn überhaupt, würde ich es eher als Begründung von Taufe und Firmung sehen. Jesus haucht die Jünger an und sagt zu ihnen: Empfangt den Hl. Geist! Der Gestus des Anhauchens erinnert an die Schöpfungsgeschichte. Gott haucht dem Menschen den „Lebensatem“. Es handelt sich also hier um einen Schöpfungs-, besser Neuschöpfungsakt. Der Jünger Jesu ist der neue Mensch, erfüllt vom Hl. Geist.

Zum Thema Versöhnung: In der Schule habe ich das häufig so gesagt: Wenn zwei Christen, beide Träger des Heiligen Geistes der Versöhnung sind, sich versöhnen, dann geschieht Versöhnung. Wenn das nicht gelingt, bleibt alles beim Alten, bei der Verweigerung. Auch hier braucht es keinen Vermittler von Versöhnung. Im Gegenteil: Die Beichte hat allzu häufig vom zentralen Anliegen Jesu abgelenkt, indem der Beichtende meinte, nach der Beichte sei alles in Ordnung und er müsse sich nun nicht mehr um konkrete Versöhnung bemühen. Gerade an der Versöhnung zeigt sich das Wirken des Auferstandenen, das Wirken des Geistes, den er den Jüngerinnen und Jüngern verheißen hat. Interessanterweise spielt dieser Gedanke in der Firmvorbereitung keine Rolle. Im Raum eines klerikalen Kontroll- und Machtsystems sind Menschen, die durch den Hl. Geist persönlich ermächtigt sind, nicht vorgesehen.

Nachtragskapitel

Das sog. Nachtragskapitel Johannes 21 bündelt nochmals viele Themen. Die Szene spielt bezeichnenderweise in Galiläa am See Tiberias (Genesareth). Es ist wie eine „reset-Szene“, alles nochmals auf Anfang. Nach dem Trauma der Kreuzigung finden sich die Jünger wieder in ihrer Heimat, wo alles begann. Es ist eine Erinnerungsszene: Der Fischfang, die Begegnungen mit Jesus, die dreimalige Verleugnung, die Petrus hier aufzuarbeiten hat. Und es beginnt neu: Der reiche Fischfang stimmt hoffnungsvoll, Petrus findet in seinem Bekenntnis wieder zu Jesus und erkennt seine Berufung neu.

Besonders beachtenswert ist nochmals die Gegenüberstellung des Petrus mit dem Jünger, den Jesus liebte. Neben Petrus wird sofort – wie in den Osterberichten – dieser Jünger in Szene gesetzt. Wahrscheinlich war er zur Zeit der Abfassung dieses Textabschnitts bereits verstorben – wie wohl auch Petrus, ohne dass Jesus wiedergekehrt war (Parusie). Man bemühte sich um eine Richtigstellung des Wortes Jesu. Die Konkurrenz zwischen der inzwischen etablierten Petrus-tradition und dem Kreis mit Maria Magdalena als Urzeugin schimmert überall im Evangelium durch. Ausdrücklich bezieht sich der Schluss des Kapitels nochmals auf diesen Jünger, der all das „bezeugt und aufgeschrieben hat“.

Schluss

Ich darf zum Schluss kommen. Sicher haben Sie Ausführungen zur Brot- und Hirtenrede vermisst. Ich möchte in diesem Zusammenhang kurz einen Kommentar von R. Schnackenburg aufgreifen:

„Wo viel Licht ist, fehlt es auch nicht an Schatten. Der große Theologe, den wir Johannes nennen, hat eindeutig und einseitig Akzente gesetzt, die anderes, was uns heute auch wichtig ist, zurücktreten lassen. Viele werden bei ihm das soziale und gesellschaftliche Engagement vermissen, das uns in der heutigen Welt-situation am Herzen liegt. Da gibt der synoptische Jesus, der die Stimme und das Verhalten des geschichtlichen Jesus getreuer festhält, stärkere Impulse.“ (Band III, S. 469).

Schnackenburg mag Recht haben, dass das Lukasevangelium von ungeheurer sozialer Schärfe ist. Oder denken wir an Matthäus 25: „Ich war hungrig,...!“ Aber sind die Rede vom „Guten Hirten“, der sich sorgt – eine Erinnerung an den Schöpfungsbericht, sich um die Erde sorgend zu bemühen – oder die Speisung am See von Tiberias (Joh 6, 1 – 15) oder die Geste der Fußwaschung nicht starke soziale Impulse? „Ich habe euch ein Beispiel gegeben, damit auch ihr so handelt, wie ich an euch gehandelt habe.“ (Joh 13,15) Dem ist im Hinblick auf die Situation von Kirche und Welt nichts hinzuzufügen.

Ich danke für die Aufmerksamkeit!